

U e b e r

die wilde Vegetation der Rebe

im Wiener Becken.

Von
Dr. Siegfried Reissek.

Die Cultur der Rebe wird im Wiener Becken, wie bekannt, im ausgedehnten Masstabe betrieben. In der unteren Bucht des Beckens findet man die Anpflanzungen vorzugsweise an den die Ebene begränzenden Gebirgsabfällen und den vorgelagerten Hügelreihen; in der oberen Bucht vertheilen sie sich gleichmässiger über das von niedrigen Hügeln durchschnittene Land im Norden und Nordosten dieser Bucht, und stehen hier im unmittelbaren Anschlusse an die Rebenculturen des südlichen Mährens.

Im ganzen Bereiche dieses Culturgeländes findet sich die Rebe hier und da, meist vereinzelt oder zu wenigen beisammen, verwildert in der unmittelbaren Nachbarschaft der Anpflanzungen, hauptsächlich dort, wo diese von zerstreutem Buschwerk auf steinigem Boden umgeben sind. Viel seltener findet man sie in grösserer Entfernung von den Pflanzungen, wo sie dann gerne im ursprünglich neurissigen Boden und in trockenen Strassengräben oder am Rande derselben sich ansiedelt. In allen Fällen bleiben die Stämme klein und schwächlich, und erreichen niemals die Stärke der cultivirten Exemplare. Ingleichen stehen sie in der Grösse der Blätter, Blütenstände und Früchte den cultivirten Exemplaren nach, und verhalten sich zu diesen ungefähr wie die Wildlinge des Kernobstes zu den Culturformen desselben.

Von ganz anderer Beschaffenheit, und imponirend durch die Mächtigkeit der Stämme, die Häufigkeit im Auftreten und die Continuirlichkeit in der Verbreitung, erscheint die Rebe im Insel- und Ueberschwemmungsgebiete der Donau und March. An der Donau ist sie von den Ausgängen der oberen Bucht des Wiener Beckens bis nach Ungarn allgemein zu finden; an der March geht sie bis zur Gränze von Mähren. An der Donau ist sie ferner durch ganz Ungarn, Serbien und die Walachei verbreitet, und steigt

an den grösseren Nebenflüssen auch eine Strecke stromaufwärts, wie bei uns an der March.

Auf den ersten Blick könnte man leicht geneigt sein, das letztere Vorkommen der Rebe mit dem früheren in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, und ihm überhaupt keine höhere Bedeutung beizumessen, als man sie im Allgemeinen verwilderten Pflanzen beizulegen gewohnt ist. Bei genauerer Betrachtung springt jedoch bald ein wichtiges Moment ins Auge, welches massgebend wird für die Stellung, welche die Rebe in diesem Falle zu der umgebenden Vegetation und zu den Culturpflanzungen ihrer Art eingenommen. Es zeigt sich hier eine entschiedene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den Culturpflanzungen. Die Rebenbestände und Anflüge der Donau- und Marchauen stehen nicht allein ausser jeder Berührung mit den künstlichen Anpflanzungen, sondern sie erhalten sich auch ungeschwächt fort, während die Anflüge in den Berggegenden bei Auflassen der Pflanzungen, in deren Nachbarschaft sie sich befinden, und denen sie entstammen, allmählig eingehen. Diese sind somit nur als verwildert anzusehen, während die Rebe in den Stromauen als eine bereits eingebürgerte und stationär gewordene Pflanze zu betrachten ist. Ihre Vegetationsgeschichte zeigt auch auf das entschiedenste die selbstständige Stellung, die sie sich hier errungen. Sie bildet einen charakteristischen Bestandtheil älterer Waldungen und der späteren Waldgenerationen der Inseln. Bei Entstehung von Neuwaldungen schießt sie gleich anderem Gehölz an, und wird, wo der Boden nicht allzu feucht, oder noch wenig gefestigt ist, fast immer als integrierender Bestandtheil der Waldung angetroffen.

Auf jungen Inseln, deren Holzwuchs nur aus Weiden, Pappeln und Grauerlen besteht, kommt die Rebe nicht vor. Es scheint ihr hier die Beschaffenheit des Bodens, welcher der Dammerde bar, nur aus ungefestigtem Sande oder Kiese besteht, entgegen zu sein. Sie tritt erst in den späteren Perioden des Waldes, wenn sich im Weiden- und Pappelbestande Ulmen, Eschen, Massholder, Weissdorn, Kreuzdorn, Berberitzen, Schlehen, wilde Rosen, Liguster, Hollunder und dergleichen Gehölz einzufinden beginnt, auf. Mit Vorliebe und entschieden häufiger erscheint sie auch in den Waldungen, welche den ursprünglichen Bestand der Inseln und des Ueberschwemmungsgebietes ausmachen, und nebst den genannten Bäumen und Sträuchern aus Eichen, Hainbuchen, Haseln, Steinlinden, Cornellen, Birn- und Apfelbäumen zusammengesetzt sind. In Schlägen und Lichtungen dieser Wälder, insbesondere im halbaufgerissenen Boden, ingleichen auf Brachen, welche mit Gehölz bepflanzt werden, findet man allgemein primitive Ansiedlungen derselben. Sie bestehen aus Sämlingen, welche mit allerhand Gesträuch, das in dem später emporkommenden Walde das Unterholz bildet, im Bestande von Disteln, Kletten, Nesseln und Senecionen erscheinen. Gemeinlich verbinden sie sich mit Keimlingen von *Berberis vulgaris*, *Rosa canina*, *rubiginosa*, *Ligustrum vulgare*, *Sambucus nigra*, *Evonymus europaeus*, *Rhamnus cathartica* und *Crataegus monogyna*. Zuweilen verirrt sie sich in aus-

trocknende Sümpfe, worin sich bereits zahlreiche Waldpflanzen angesiedelt haben. Sie reicht hier bis an den Bestand von *Lythrum Salicaria*, *Thalictrum flavum*, *Lysimachia vulgaris*, *Inula salicina* und *Epipactis palustris*. In der Brigittenu bei Wien hat man Gelegenheit dergleichen Vorkommnisse zu beobachten. Hier und da tritt sie im Röhrichte auf, jedoch nur in dem Falle, wenn dasselbe entweder nach Ueberschwemmungen aus verschleppten Rhizomen an trockenen Waldstellen aufgeschossen ist, oder wenn es an der Stelle bereits ausgetrockneter Sümpfe sich befindet, und im Schwinden begriffen ist.

Sie bildet im zweiten Jahre bereits starke Triebe und erhebt sich schnell über das umgebende Hochgestäude. In Schlägen findet sie bald Gesträuch zur Stütze und rankt, wenn sich dasselbe baumartig erhoben, an den Stämmen empor. Je nach Alter und Zusammensetzung der Waldbestände und der Stellung im wilden oder halbcultivirten Gehölze, ergeben sich mannigfaltige physiognomische Ansichten. Bald sieht man sie in Gruppen dem Dickichte entsteigen und mit starkem Arm bis in die höchsten Waldkronen sich aufschwingen, bald umfangreiche Lauben von Stamm zu Stamm, von Busch zu Busch wölben, bald über Gesträuch und geschlossene Hecken wandartig abfallend zu weitläufigen Zeilen sich aufbauen. Hier tritt sie aus dem Dunkelgrün der Stieleiche, deren Kronen von zahlreichen Loranthusbüschen durchsticht sind, dort aus dem Silberweiss der Pappel oder dem Graugrün des Rohres dem Beschauer entgegen. Hier spannt sie für sich üppige Gewinde von Ast zu Ast, dort wieder ist sie mannigfaltig verschlungen mit Waldreben, Hopfen oder Zaurrüben.

Nicht selten zeigt sie im Wuchse Anklänge an jene tropischen Lianen, deren Stämme wie Taae zwischen den Baumkronen und der Erde gespannt sind. Diess geschieht in jenen Fällen, wo sie, anfänglich im Gebüsch sich erhebend, später durch Ausholzen oder Eingehen desselben einen freien Stand erlangt, oder wo das Gebüsch selbst baumartig wird, und seine unteren Aeste abstösst. Ihre finger- bis armdicken Stämme spannen sich dann tauartig auf eine Länge von 30 — 40 Fuss zwischen der Erde und den Kronen aus, bald ziemlich straff angezogen, bald schlaffer, schwankender, leicht bewegt vom Winde, und wenn sie im Zuge desselben mit anderen Stämmen zusammenstossen, ein klopfendes Geräusch verbreitend.

Häufig zeigen die Stämme, besonders an ihren unteren Theilen, bogenartige Verkrümmungen und schlangenartige Windungen. Diese entstehen meistens dann, wenn sie im Gestäude aufschliessend, erst später eine Stütze, an der sie emporranken kann, erreicht. Zuweilen ziehen ansehnliche Stämme schräg durch die Kronen von stärkerem Unterholz, ehe sie sich zur Höhe schwingen. Im unterholzlosen Walde fallen die Schlangenstämme schon von Weitem auf, und man wird durch sie nicht selten allein aufmerksam gemacht auf das Vorkommen der Pflanze, die dem Auge entrückt, hoch oben in den Wipfeln ihr Laubdach ausbreitet.

Im Alter spaltet sich die Rinde der dann schwärzlich werdenden Stämme in zahlreiche Lagen und löst sich, bastartig zerfasert, nach und nach ab.

Aeltere Ströme blühen und fructificiren reichlich. Die Fruchtrispen sind meist nur halbfingerlang, die Beeren erbsengross. Sie besitzen eine blaue Farbe, sind derbschalig, grobkernig, von anfänglich herbem, sauerem, nach Einwirkung der Fröste jedoch ziemlich süssem Geschmacke. In letzterer Beziehung verhalten sie sich wie an den wilden Reben, die in den rauheren Gegenden des Pontus Euxinus wachsen, und deren Früchte erst im Frühlinge, wenn ihnen der Winterfrost den herben Geschmack benommen, von den Eingebornen aufgesammelt werden.

Bei anhaltend heiterer, lauer Herbstwitterung gewährt das Farbenspiel des Laubdaches der Rebe einen grossen Reiz. Es durchläuft dann vollständig alle Tinten bis ins dunkle Purpurroth. Die gelben Tinten treten schon ziemlich früh hervor, und contrastiren am lebendigsten im Dunkelgrün des Eichenwaldes. Die Rebengewinde steigen hier gleich Feuergarben in ruhiger, stiller Grösse aus der Tiefe empor. Im dichten jungen Mischwalde, wo sich die Rebe noch nicht bis zu den Gipfeln erhoben, taucht sie nach vorangegangenen heissen Frühsommer ihre Gewinde schon in der zweiten Hälfte des Juli oder zu Anfang des August in ein gesättigtes Roth, zuweilen in ein tiefes Blutroth. Sie sticht dann von der ringsum noch frisch grünenden Waldung sehr bemerklich ab.

Die stärksten vorkommenden Stämme erreichen die Dicke eines Schenkels. Man findet dergleichen im Prater, bei Mannswörth und auf den Inseln oberhalb Pressburg. Sie haben ein Alter von 60—80 Jahren. Aus vorhandenen Resten ist zu schliessen, dass die Stämme in früherer Zeit eine noch bedeutendere Stärke erreichten.

Bei der Wachstumsweise der Rebe kann es nicht befremden, dass die Stämme mitunter Verwachsungen mit andern Hölzern eingehen. Solche Verwachsungen kommen insbesondere im Vorwalde, der dem Andrang der Stürme, welche die Stämme an einander reiben, stärker ausgesetzt ist, vor. Ich habe bis jetzt Verwachsungen mit Weissdorn, Massholder, Feldulmen, Birn- und Apfelbäumen beobachtet. Am häufigsten kommen solche mit Weissdorn vor, wie es scheint, wegen des dichten Gezweiges dieser Pflanze, in welchem die Rebe weniger Platz zur Ausbreitung ihrer Aeste findet.

Wo die Rebe kein anderes als niedriges Gehölz zur Stütze findet, umspinnt sie dasselbe oft so dicht, dass es unter ihrer Last zu Grunde geht. Vereinzelt stehende Weissdorngesträuche sind nicht selten das Opfer ihrer Umarmungen. Nach dem Absterben und Sinken der Stütze bleibt sie als verschränktes, verflochtenes, zuweilen sehr seltsam und abenteuerlich gestaltetes Gerüst stehen, welches in ungeschützten Lagen leicht von den Stürmen umgestürzt wird.

Zu den Hauptursachen der Häufigkeit und des guten Gedeihens der Rebe im Stromgelände gehört ihre grosse Zähigkeit und Widerstands-

kräftigkeit. Zum Theile wird diese Eigenschaft schon aus dem Verhalten in der Cultur ersichtlich. Denn wenn, wie es hier der Fall ist, eine ursprüngliche Waldpflanze, welche tiefer liegende Gegenden liebt, und höchststammig sich zu erheben gewohnt ist, in der Cultur an sonnigen Höhen ohne den Schutz irgend einer anderen Pflanze gut fortkommt, selbst wenn sie zu einem ellenhohen Krüppel zurückgeschnitten wird, so muss man ihr wohl einen bedeutenden Grad von Zähigkeit zuerkennen. Auch bezüglich der Widerstandsfähigkeit gegen Fröste steht sie vor mancher einheimischen Pflanze, so z. B. der gemeinen Waldrebe. Während diese in strengen Wintern einen grossen Theil ihrer Krone einbüsst, erfriert die Rebe nur an den Spitzen, deren Holz nicht ausgereift ist.

Am meisten tragen zur Verbreitung der Rebe in Stromgelände die Drosseln bei, welche den Beeren begierig nachgehen. Daraus erklärt sich zugleich das häufige Erscheinen der jungen Pflanzen an von den Culturplätzen entfernten Orten und in der Tiefe des Waldes. Die Drosseln, als scheue Vögel, suchen nämlich diese Plätze vor allen anderen auf, und tragen daher auch dort am meisten zur Verschleppung der Samen bei.

Im Bereiche der europäischen Flora ist die Rebe nirgends ursprünglich einheimisch. Selbst das Vorkommen im unteren Laufe der südrussischen Ströme, welches als spontan angesehen wird, scheint in dieser Beziehung noch nicht ausser allem Zweifel zu stehen. Die Zone ihres eigentlichen Vorkommens beginnt erst im Osten des schwarzen Meeres.

Aller-Wahrscheinlichkeit nach dürfte die Rebe bei uns, gleichwie am Rhein, bald nach der Einführung durch die Römer sich eingebürgert haben. Dass ihre Einbürgerung jedenfalls nicht in der Neuzeit stattgefunden, beweist einerseits das Vorhandensein sehr alter Stammreste, andererseits das allgemeine und häufige Vorkommen im ursprünglichen Walde. Die Ufergelände und Inseln der Donau und March bedeckte zu den Zeiten der Römer ein zusammenhängender Mischwald, worin Eichen den herrschenden Bestandtheil bildeten. Dieser Wald stand im directen Anschlusse an die grossen Bergforste, welche von allen Seiten in's Donauthal sich herabsenkten. Die Stelle, auf welcher gegenwärtig die Stadt Wien sich ausbreitet, hatte, historisch erwiesen, denselben Charakter. Nach dem Fragmente eines alten Gültenbuches, welches G. Zappert *) der kais. Akademie der Wissenschaften vorgelegt, und das aus dem 11. Jahrhunderte stammt, geht hervor, dass ein Theil der inneren Stadt an der Stelle eines römischen Castelles und die Kaiserburg zum Theil auf den Resten eines alten Römerwalles erbaut ist, und rings um diese Bauten in früher Zeit sich Wald ausbreitete. Ferner erhellt daraus, dass in Wien's Frühzeit längs der heutigen Singerstrasse und ihrer westlichen Umgebung ein heiliger Hain sich hinzog, als dessen letzter Abkömmling der „Stock im Eisen“ zu gelten haben dürfte. Dieser Hain,

*) Sitzber. der philos.-histor. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Juli, 1856.

dessen Andenken sich bis ins 11. Jahrhundert in der Bezeichnung „istrata nemoris paganorum (Haiden-, Hainstrasse)“ erhalten hatte, wurde wahrscheinlich zur Zeit der christlichen Bekehrung ausgehauen, und an der Stätte, wo einst blutige Opfer rauchten, hebt sich jetzt St. Stephans-Dom empor.

Es widerspricht Nichts der Annahme, dass die Rebe sich schon in früher Zeit aus den Culturen, welche an den römischen Ansiedlungen sich befanden, in den benachbarten Wald gezogen und so allmählig eingebürgert habe, wie diess mit mancher anderen, dem Lande ursprünglich durchaus fehlenden Pflanze geschehen ist, so beispielweise mit *Parietaria erecta*, welche jetzt in vielen Gehölzen der Donauinseln so sehr überhand genommen, dass sie stellenweise allen anderen Pflanzenwuchs verdrängt hat. Diese Pflanze ist ursprünglich sicherlich nur an den Mauern und Wällen der römischen Castelle vorhanden gewesen, und hat mit den Soldaten aus dem Süden ihren Weg in unsere Gegenden gefunden.

In Anbetracht der, dem Gedeihen der Rebe so günstigen äusseren Verhältnisse im Stromgelände, steht zu erwarten, dass sie sich hier auf die Dauer erhalten und auch nicht leicht vermindern werde, selbst wenn die gegenwärtig noch auf sehr tiefer Stufe stehende Waldcultur einen höheren Aufschwung nehmen sollte. Viel eher als die Rebe wird eine Anzahl anderer Hölzer, wie Eichen, Linden, Hainbuchen, Haseln, Cornellen aus den Auen verschwinden. Diese Arten ergänzen sich überhaupt nach Zerstörung des ursprünglichen Waldes nicht leicht wieder. In Zukunft dürfte sich mancher Orten eine andere Ampelidee mit der Rebe in die Herrschaft über die Schlingpflanzen des Waldes theilen, die nordamerikanische *Ampelopsis hederacea* nämlich. Auf der Margarethen-Insel bei Pesth ist diese bereits wild geworden, und bildet bis drei Zoll dicke Stämme, welche in die Kronen der höchsten Weisspappeln sich schwingen.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien. Früher: Verh. des Zoologisch-Botanischen Vereins in Wien. seit 2014 "Acta ZooBot Austria"](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Reissek Siegfried

Artikel/Article: [Ueber die wilde Vegetation der Rebe. 425-430](#)